

Jürgen Kaube

Moden in der Geisteswissenschaft

*»Sometimes reputations
outlive their applications«
Coyote Shivers*

Ein Lob der Mode kann man sich auf vielen Gebieten vorstellen, auf ernsten aber ist es selten. Modedessous, Modesportarten oder Modetorten¹ werden nicht beanstandet, Modereligionen hingegen, Modegesetze, Modetheorien schon. Von der Mode aus betrachtet ist diese Entlastung von Schwerem und Schwierigem verständlich, denn »als Mode wirkt sie erst, wenn die Unabhängigkeit gegen jede andere Motivierung positiv fühlbar wird, wie unser pflichtmäßiges Tun erst dann als ganz sittlich gilt, wenn nicht sein äußerer Inhalt und Zweck uns dazu bestimmt, sondern ausschließlich die Tatsache, daß es eben Pflicht ist«².

Wer in der Wissenschaft etwas als Mode bezeichnet, tritt entsprechend als Freund der nackten Wahrheit auf. Das ist im Fall der Wissenschaft insofern interessant, als es hier ja nicht der regelmäßige Wandel ihres Erkenntnisstandes selber sein kann, der mit dem Verdikt »Mode« abgelehnt wird. Eher scheint die Einladung zum Mitmachen, die Mode kennzeichnet, der Einladung zum Dagegensein, die Wissenschaft mitteilt, zu widersprechen. »Fashionable Nonsense« lautete 1998 das Urteil von Alan Sokal und Jean Bricmont über die »postmoderne« Philosophie, womit festgehalten werden sollte, dass gegen Kritik sich immunisierender Unsinn seine Wirkungskraft gerade aus seiner Modequalität bezieht. Um aber herauszufinden, ob das Modische kongruent mit dem wissenschaftlich Unbeachtlichen ist, wäre eigentlich auch noch zu untersuchen gewesen, ob es »fashionable sense« gibt. Dass in der Wissenschaft nur sachlich entschieden werden soll, impliziert zunächst nur, dass Moden dort nicht offen als solche hervortreten dürfen und die bunte Kleidung mit ernstem Gesicht getragen werden muss.

Unter den ablehnenden Urteilen in der Wissenschaft ist »modisch« eines der schärfsten. Das jedenfalls legt die Reaktion der Theaterwissenschaftlerin Erika Fischer-Lichte nahe, als sie kürzlich gebeten wurde, die Frage zu beantworten, ob »uns« Moden die Qualität in den Geisteswissenschaften verdorben haben.³ Ihrer Ansicht nach könne man davon »keineswegs ausgehen«, dass es in den Geisteswissenschaften überhaupt so etwas wie Moden gebe, geschweige denn, dass die Moden etwas verdorben hätten.

Nun, wenn es sie gar nicht gibt, dann können sie selbstverständlich auch nichts verderben. Es genügt also zu prüfen, ob auf dem Gebiet der ästhetischen Disziplinen, das oft als Schauplatz von »Modeströmungen« genannt wird, tatsächlich sogar die Inexistenz von Moden plausibel gemacht werden kann. Fischer-Lichtes Versuch verdient eine solche Prüfung umso mehr, als sie ihn am Beispiel ihrer eigenen Forschung durchführt, fast so, als sei die Frage gestellt worden, ob sie sich selbst an Moden beteiligt habe, und fast so, als sei der Anschein davon so stark, dass seine Zerstreung geeignet ist, den Modevorwurf in den Geisteswissenschaften generell zu relativieren. Wenn ich zeigen kann, scheint sie zu sagen, dass der Wandel, an dem ich mich beteiligt habe, kein modischer war, dann ist damit die Frage nach der Mode überhaupt beantwortet.

Was Fischer-Lichte verteidigt, ist folgerichtig die immense Pluralität von »Ansätzen« in den Literaturwissenschaften. Wovon ist die Rede? Man kann jenen unter Modeverdacht gestellten Wandel schon an Selbstbezeichnungen wie »New« oder »Neo« (Historicism, Strukturalismus), »Post« (Strukturalismus, Hermeneutik) oder »turn« (cultural, iconic, spatial, emotional, topographic) erkennen. Hinzu kommen Theorie-Importe (Psychoanalyse, Marxismus, Sozialgeschichte, Dekonstruktion, Systemtheorie, Verhaltensforschung), selbst hervorgebrachte Verfahren (Rezeptionsästhetik, Intertextualität, Narratologie) und Themenkonjunkturen (Geschlecht, Körper,



4 902520

20 | 21

Körperflüssigkeiten, Medien); und die »empirische Ästhetik« (neurolinguistic und evolutionary turn) steht schon vor der Tür. Das alles, darf man hinzufügen, ist in den Literaturwissenschaften zwischen Mitte der Sechziger und heute, also in einem Zeitraum von knapp 50 Jahren entfaltet und wieder zusammengefaltet worden. Man kommt mithin, Überschneidungen zwischen den Paradigmen und mehrfache Stammesmitgliederschaften in Rechnung gestellt, auf einen Neuansatz fürs ganze Fach etwa in jedem zweiten bis dritten Jahr. Das ist viel.

Fischer-Lichtes Argument lautet, das Tempo, in dem sich dieser Wandel zuträgt, habe nichts mit dem Bedürfnis nach Abwechslung zu tun. Deshalb spricht sie von »Theorie-Entwicklungen«, was nahelegt, dass die Abfolge der saisonalen Favoriten in sich zusammenhängt und die Neuerungen nicht ohne Rücksicht aufeinander aus dem Boden schießen. Die semiotische Wende etwa, die nicht nur Texte als Texte (Zeichensysteme) zu behandeln vorschlug, sondern auch Feste, Bilder, Spiele oder Gärten, habe die kulturwissenschaftliche Wende vorbereitet, nach der die Geisteswissenschaften sich im Grunde alles als denkbaren Gegenstand ihrer Interpretationen vorstellen können. Der »interpretative turn« der Ethnologie sei ebenfalls als Folge des »semiotic turn« zu begreifen, der »linguistic turn« in der Philosophie wiederum als Voraussetzung des »performative turn« in der Theaterwissenschaft.

Allerdings ist es lohnend, die festgehaltenen Entwicklungen und Fortschritte – von denen bloße Mode nicht wisse – näher zu betrachten, denn von der Semiotik etwa heißt es, ihre Leistung bestehe darin, von geisteswissenschaftlichen Disziplinen eine nachvollziehbare Beschreibung ihrer Gegenstände (hier: Aufführungen) verlangt zu haben. Der »Performanzforschung« wiederum wird gutgeschrieben, die Perspektive »Kultur als Zeichensystem« durch die Perspektive »Kultur als Handlung« ergänzt zu haben. Daran sei wichtig der Hinweis auf die Unverfügbarkeit der Wirkungen von Werken für die Absichten der an ihnen beteiligten Subjekte. Gelernt worden wäre, folgt man Fischer-Lichte, dass Aufführungen eben doch nicht nur Texte sind und jeder Text, der sich an Aufführungen bindet, damit nicht mehr nur durch Textanalyse in seiner Bedeutung erschlossen werden kann.

Ist eine solche Abfolge nun ein Fortschritt oder ein Modewechsel? Fischer-Lichte macht es sich an dieser Stelle etwas leicht, wenn ihr zur Verneinung des Mode-

verdachts genügt, dass jene »Ansätze« etwas an ihren Gegenständen aufzeigten, das zuvor so nicht gesehen oder für selbstverständlich gehalten worden sei. Denn damit erspart sie sich den Nachweis, dass diese Erkenntnis umschwingförmig und als Geturne organisiert werden musste. Auch Kleidermoden lassen sich ja so beschreiben, dass sie Möglichkeiten entdecken, die zuvor so nicht gesehen oder für selbstverständlich gehalten wurden. Das Modespezifische an ihnen ist jedoch nicht die Ergänzung der These »Kurze Röcke betonen lange Beine« durch die These »Enge Hosen betonen auch lange Beine«, sondern dass eine ganze Saison aus Gründen des Mitmachens und der Abwechslungsfreude solchen schlichten Einsichten folgt.

Die Frage ist also nicht, ob die Performanzforschung offenkundige Einseitigkeiten der Semiotik zu ergänzen vermochte, sondern ob das nur möglich war, indem ein neues Paradigma ausgerufen wurde. Bedurfte der Nachweis, dass Rituale und Aufführungen nicht von den Texten, auf die sie sich berufen, und den Plänen, die für sie gemacht wurden, kontrolliert werden, eines »performative turn«, oder hätte nicht ein halbes Dutzend guter Aufsätze und Bücher genügt? Waren diese vielleicht nicht sogar schon geschrieben, als die Mode entstand, einmal ein paar Jahre lang alles auf »Performanz« zu setzen? Ethnologie und Soziologie wussten längst von jener Tatsache, ohne sie zur akademischen Stammesgründung genutzt zu haben. Seit in der klassischen Philologie und der Religionswissenschaft des Alten Testaments über Mythos und Ritual diskutiert wird, also seit der Wende zum 20. Jahrhundert, ging es dort um die Fragen, die uns nun als die eines eigenen »Ansatzes« präsentiert werden. Dass Texte ihre Bedeutung nicht kontrollieren, war das Argument des jungen Derrida. Dass Autoren (»intentionale Subjekte«) es nicht tun, war schon vorher bekannt. Mit anderen Worten: Aus dem Stand der Erkenntnis auf einem Gebiet und dem Bedürfnis, ihn zu ändern, lässt sich nicht die Sozialform (Paradigmenwechsel, »turn«, Schulgründung etc.) dieser Änderung begründen.

Vielleicht hängt es damit zusammen, dass Fischer-Lichte noch eine zweite Behauptung zur Zerstreung des Modevorwurfs ins Spiel bringt, die ihrem ersten Argument fast entgegengesetzt ist: »Da in unserer so rasant sich wandelnden Welt sich ständig neue Fragen ergeben und Probleme auf die Tagesordnung kommen, die gestern noch jenseits unserer Vorstellungskraft lagen, hat sich nicht nur der Wechsel verschiedener theoretischer An-



sätze beschleunigt, sondern auch ihre Vielfalt erheblich vergrößert«. ⁴ Die Unruhe der Gesellschaft rechtfertigte dann die Unruhe der Disziplin. Ob nun aber wirklich die Frage nach dem Eigensinn der Interaktion (Rituale, Auführungen) gegenüber dem Text bis vor Kurzem jenseits unserer Vorstellungskraft lag, hängt von der Spezifikation des mit »uns« Gemeinten ab. Oder anders formuliert: Wie steht es um eine Disziplin, die derart von ihrer Umwelt mitgenommen wird? Fischer-Lichtes einziges Beispiel für Wirklichkeitsumbrüche in dem von ihr diskutierten Fall ist das Aufkommen von »Performance«-Kunst und die damit einhergehende Veränderung des ästhetischen Werkbegriffs. ⁵ Weshalb die 68er-Bewegung, die Frauenbewegung, die neuen Kommunikationstechnologien, Migration und Globalisierung, die sie zusätzlich aufführt, »neue Theorieentwicklungen« in den Literaturwissenschaften im Sinne der Proliferation von »Ansätzen« erzwingen, leuchtet nicht ein. Man möchte fast umgekehrt schließen: Weil und in dem Maße, in dem es keine eigenständig entwickelten Theorien gibt, die es erlauben würden, neue Informationen zu verarbeiten, bringen jede Zeitdiagnose und jede Theorie-Erscheinung in der akademischen Umwelt der Literaturwissenschaften neue »Ansätze« hervor.

Eine Erforschung geisteswissenschaftlicher Moden könnte solchen Vermutungen nachgehen. Ihre Frage wäre weniger, ob es Moden gibt, als wie man ihre Existenz einschätzt. Ist beispielsweise die Unterscheidung zwischen Mode (soziale Gründe für Neues) und Fortschritt (sachliche Gründe) zureichend? ⁶ An dieser Stelle hilft es vielleicht weiter, der Wissenschaft einen Kernbereich zuzugestehen, für den der Modeverdacht unangenehm ist, und einen Außenbereich, in dem Mode ganz selbstverständlich, aber eventuell auch ohne negative Folgen für den Kernbereich ist. Die Theorien und Urteile der Forschung gehören gewiss zum Kernbereich. Über sie muss und kann selber wissenschaftlich geurteilt werden. Die Themen hingegen, die sich die Wissenschaft wählt, können selber nicht wissenschaftlich begründet werden: Es gibt keine Möglichkeit, das barocke Trauerspiel, die Aufführungsqualität von Aufführungen oder das Bild in der Wissenschaft *als Thema* mit wissenschaftlichen Argumenten abzulehnen. Andererseits ist auf der Ebene der Themen Varietät erwünscht. Immer nur Goethe wäre zu wenig. Das öffnet die Themenwahl für andere als wissenschaftliche Einflüsse: für persönliche Präferenzen (Lieblingsautoren), Jahrestage, für das Vergnügen an Abwechs-

lung, für Einstellungen, die sich politisch vorkommen, für die Autorität des Doktorvaters etc.

Moden der Wissenschaft kann man insofern als dasjenige an ihr bezeichnen, was für Themen – ob sich die Erkenntnisse an ihnen nun als substantiell erweisen oder nicht – saisonale Aufmerksamkeit verschafft. Hirnforschung oder Systemtheorie stehen in juristischen Methodenlehren und erziehungswissenschaftlichen Projekten dann dort, wo zuvor mit Ontologie, Linguistik, Popper oder Marx dekoriert wurde, und können darum auch oft ohne Verlust herausgekürzt werden. In den Natur-, Ingenieurs- und Erziehungswissenschaften wären die jeweils aktuellen Nützlichkeitsversprechen ein anderes Beispiel für solche Moden.

Das führt zur Frage, woher das Bedürfnis kommt, Themen- und Gesichtspunktwahl in Form sozialer Bewegungen zu organisieren. Unsere Vermutung: Es sind die Größenordnungen vieler geisteswissenschaftlicher Disziplinen, die mit dem vermeintlichen Zwang zur Gruppenforschung (Kolleg, SFB, Cluster) und mit der Projektform auch Neuigkeitsformeln hervorbringen, die eigens für das innerdisziplinäre Publikum und Begutachtungsprozesse erzeugt werden. Die Mode überhöht das Projekt, indem sie es unter Berücksichtigung seiner Fristen als Beitrag zu etwas Frischem und allgemein Verständlichem darstellt. Sie leistet für die Beteiligten eine Selbstversorgung mit kollektiven Anfangsgefühlen, die umso wichtiger erscheinen, als die Betriebsgrößen fast nur noch Hochspezialisiertes zulassen und die Sachen sowieso kaum noch jemand liest. Mode überwindet Isolation und Langeweile zugleich. Man kommt sich und Laien schon gleich ganz anders vor, wenn man nicht nur Ballerinen des 19. Jahrhunderts oder Militärmusik der Gegenwart studiert, sondern damit die »Kulturen des Performativen« in den Blick nimmt. Was immer es heißen mag, es schmeckt nach mehr als Gelehrsamkeit. Und da es der Geisteswissenschaft nur selten plausibel möglich ist, mit Nützlichkeit zu winken, auratisiert sie eben ihre Forschungen in Titeln, die Umbrüche, völlig neue Sichtweisen sowie den Bedarf signalisieren, gemeinsam alles noch einmal zu lesen. Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass dabei etwas herauskommt. Die Leistung der Mode in den Geisteswissenschaften besteht aber vor allem darin, dass etwas hereinkommt: Drittmittel, Umbruchsgefühle, Kollektivbewusstsein.



1 www.oetker.de/oetker/rezepte/backen/modetorten.html

2 G. Simmel: *Philosophische Kultur*. Leipzig 1919, S. 30

3 E. Fischer-Lichte: »Weltwahrnehmung im Wandel: Neue Theorieansätze als adäquate heuristische Instrumente der Geisteswissenschaften«, in: E. Lack und Chr. Marksches (Hg.): *What the hell is quality? Qualitätsstandards in den Geisteswissenschaften*. Frankfurt am Main 2008, S. 115–133 (»Haben uns Moden die Qualität verdorben?«)

4 Ebd., S. 128

5 Vgl. für eine frühe Wahrnehmung dieses Umstands mit »unparadigmatischen« Schlussfolgerungen R. Bubner: »Über einige Bedingungen gegenwärtiger Ästhetik«, in: *Neue Hefte für Philosophie* 5 (1973), S. 38–73

6 Dies verneinend J. Kocka: »Mode und Wahrheit in der Geschichtswissenschaft«, in: *Leviathan* 38/2 (2010), S. 213–225